

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 139. Bromberg, den 6. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

(14. Fortsetzung.)

XXIII.

Erla erwachte von lautem Hundegekläff, das durch das offene Fenster zu ihr drang. Sie richtete sich in ihrem Prachtbett auf und mußte sich erst besinnen, wo sie sich befand. Da hörte sie die Stimme Arkanys, die das Hundegekläff zu überschreien versuchte. Im Augenblick war sie vollkommen munter und sprang mit einem raschen Satz aus dem Bett.

Unten, auf der großen Rasenfläche vor dem Hause, vollführten drei riesenhafte Tigerdoggen einen aufregenden Tanz um Arkany und bemühten sich, ihm die rohen Fleischstücke wegzuschnappen, die er in den hocherhobenen Händen hielt. Sie stürmten gegen ihn an, verbissen sich ineinander und heulten laut auf, wenn ein gutgezielter Stoß sie zu Boden schleuderte. Das Spiel sah gefährlich aus, obwohl Arkany lachte.

Erla ließ den Vorhang, den sie ein wenig zur Seite gehoben hatte, wieder fallen und trat in das Zimmer zurück. Auf ihr Läuten kam Yvonne, die kleine französische Zofe, die sich ihr am vergangenen Abend zur Verfügung gestellt hatte, nachdem ihre ehemalige Herrin noch in der Nacht Vogat verlassen hatte.

Yvonne war kaum neunzehn Jahre alt. Ein Zufall hatte sie in die ungarische Ebene verschlagen, und sie litt schreckliches Heimweh nach Rouen, wo sie aufgewachsen war. Den ganzen Tag sang sie schwermütige Lieder, in denen ungetreue Liebhaber und verlassene Gräber mit zerbröckelnden Steinen bedeutende Rollen spielten.

Sie wünschte einen guten Morgen und knickste, wobei die große weiße Schleife auf ihrem Krauskopf wie ein Riesenschmetterling wippte. „Madame wünschen ein Bad?"

„Ja, bitte, Yvonne! — Wie spät ist es?"

„Acht Uhr. Das Wetter ist herrlich. In der Nacht hat es wieder ein wenig geregnet."

Sie ging in den kleinen Baderaum, dessen Wände moosgrün verkachelt waren und ließ das warme Wasser in die Wanne laufen.

„Wünschen Madame Kölnisches Wasser oder Tannennadeln?" schrie sie in das Plätschern des Wassers hinein.

„Kölnisches Wasser, Yvonne!"

Während Erla in dem duftenden Wasser badete, dachte sie an den vergangenen Abend zurück, an Frau Michaelescu und an Arkanys hungrige Augen, an sein Geigenspiel und seinen Gesang. Szamtes hatte recht: ein bißchen verrückt war der Arkany, aber man brauchte sich nicht vor ihm zu fürchten. Und wenn der peinliche Vorfall mit Frau Michaelescu nicht gewesen wäre, so hätte sie es auf Schloß Vogat lustig und unterhaltsam gefunden. Sehr schade war es, daß ihr die Kleider zum Reiten fehlten, und daß sie Arkanys Einladung deshalb nicht hatte annehmen können. Sie überlegte, ob es sich noch lohne, nach Berlin zu telegraphieren. Szamtes hatte davon gesprochen, daß sie vor Ablauf einer Woche kaum nach Berlin zurückkehren würden; und das Paket mit ihrem Reitkostüm konnte in zwei Tagen hier sein. Obwohl sie also wußte, daß Berlin so nahe war, schien es ihr, als befände es sich auf einem andern Stern. Der Raub des „Blue Star", alle Gefahren, die damit verknüpft waren, Jörgen von Fehr und die geheimnisvolle Karte aus Genua — das alles lag unabsehbar weit hinter ihr.

Als sie, eingehüllt in ihren Bademantel, wieder in das Schlafzimmer zurückkam, sah sie, wie Yvonne damit beschäftigt war, zwei vollständige Reitanzüge an die kleine gepolsterte Bank zu legen, die neben dem Bett stand. Erla blieb verblüfft stehen. Yvonne lächelte ein wenig.

Dann aber, nach der ersten Überraschung, kamen Unwille und Empörung über Erla. Die arme Yvonne, die sich scheinbar auf einen jubelnden Freudenausbruch gefaßt gemacht hatte, zeigte ein verdutztes Gesicht, als Erla mit einem raschen Schritt nähertrat.

„Wer hat Ihnen befohlen, dieses Zeug in mein Zimmer zu schaffen?"

„Verzeihen Sie, Madame! Henry sagte mir, daß ich Ihnen dies alles bringen solle."

Henry war der Diener, der gestern aus seinem vereisten Zustand so überraschend schnell aufgetaut war.

„Woher kommen diese beiden Anzüge?"

„Henry hat sie gestern abend noch aus Budapest geholt. Er ist im Auto hingefahren. Der Herr Graf hatte es befohlen." Und mit einem schüchternen Versuch, Erlas Empörung zu beschwichtigen, fuhr sie fort: „Wir haben an Madames Schuhen und Kleidern Maß genommen. Alles wird sehr gut passen."

Erla wollte lächeln über diese listige Findigkeit, aber sie erlaubte es sich nicht. Ihre Brauen blieben böse zusammengezogen.

„Schaffen Sie alles auf der Stelle wieder hinaus! Oder nein — gehen Sie zu dem Grafen und bestellen Sie ihm, daß ich ihn sofort sprechen will!"

Yvonne knickste und ging.

Erla schlüpfte so schnell wie möglich in ihre Kleider und würdigte die verlockenden Reitanzüge keines Blickes, obgleich es sehr schwer war, sie n i c h t anzusehen. Arkany hatte nicht gespart und keine Kleinigkeit vergessen. Nichts fehlte, und alles war neu, sogar die Reitpeitsche mit dem silbernen Knopf.

Nach zehn Minuten vernahm sie, daß jemand den Salon betrat. Es war Arkany. Er räusperte sich, sie hörte ihn einmal hin und her durch das Zimmer gehen. Dann wurde es still. Erla ließ ihn warten; vor allen Dingen deshalb, weil sie fürchtete, ihm nicht mehr mit der genügenden Empörung gegenübertreten zu können. Als sein Räuspern sich wiederholte, warf sie noch einmal einen Blick in den Spiegel und ging zu ihm hinüber.

Er verneigte sich tief. Erla reichte ihm nicht die Hand und überhörte auch seinen Morgengruß.

„Sie finden Gefallen daran, Graf Arkany, mir überraschende Geschenke zu machen. Leider muß ich Ihnen Ihre Freude stören. Ich verzichte auf diese Geschenke . . ."

„Sie wollen bitte verzeihen und einsehen . . ."

„Es gibt weder etwas zu verzeihen noch einzusehen. Ich will, daß dies alles weggeschafft wird!"

Arkanys Gesicht drückte nichts als demütige Ergebenheit aus. „Ich weiß, daß ich Ihren Tadel hinnehmen muß, weil ich ohne Ihr Einverständnis . . ."

„Sie wußten genau, daß ich Ihnen mein Einverständnis niemals gegeben hätte!"

„Ich hoffte, daß ich Sie überraschen und Ihnen eine kleine Freude bereiten könnte. Nochmals: Verzeihen Sie! Aber ich kann nicht begreifen, weshalb Sie sich um Kleinigkeiten erregen, von denen ich hoffte, sie seien nicht der Rede wert."

„Es handelt sich nicht um den Wert Ihrer Geschenke!"

„Es handelt sich überhaupt nicht um Geschenke, gnädiges Fräulein! Erlauben Sie mir, diesen Einwand zu tun und Ihre Ansicht zu berichtigen. — Als Sie es gestern ablehnten, nach Belesvar zu reiten, sah ich die Gründe Ihrer Ablehnung durchaus ein, und ich hatte keinen anderen Wunsch als den einen, diesen Grund zu beseitigen. Ob Sie meine Pferde benutzen oder mir die Ehre erweisen, an meinem Tisch zu essen, oder eins dieser Kostüme anlegen, — ich sehe keinen Unterschied darin. Ich mache Ihnen keine Geschenke, aber ich würde es sehr bedauern, wenn Sie sich selber und mich des Vergnügens berauben, einen gemeinschaftlichen Ausritt zu unternehmen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich überwinden und das einsehen könnten."

„Sie hätten Diplomat werden sollen, Graf Arkany!"

„Einen angenehmeren Erfolg, als es Ihre Verzeihung ist, hätte ich gewiß niemals erringen können, und ich muß Sie noch einmal bitten . . ."

Er unterbrach sich und wandte den Kopf zum offenen Fenster: Von den Koppeln trug der Wind ein vielstimmiges helles Wiehern herüber. Arkany lauschte. Dann lächelte er. „Die Pferde drüben bitten Sie ebenso dringend wie ich. Sie können diesen Ruf unmöglich überhören. Habe ich recht?"

Er behielt recht. Erla reichte ihm die Hand.

XXIV.

Jan Fock lag faul, unbeweglich und schweigend in dem äußerst bequemen Liegestuhl, den der dunkelhäutige Diener ihm vorhin auf die Terrasse der Villa hinausgestellt hatte. Er rauchte eine pechschwarze Brasilzigarre, die ihn ein wenig benebelte, und blinzelte durch die dünnen, bläulich verquirlenden Rauchwolken in den Schleier von glitzernden Wasserperlen, die unaufhörlich von dem leinenen Sonnendach der Terrasse auf die Marmorstufen der Freitreppe rieselten.

Neben ihm lag der Leutnant Rudyard Charles Holligan genau so faul, genau so unbeweglich und genau so schweigend. Aber er blinzelte nicht in den rieselnden Wasserschleier, sondern hielt die Augen geschlossen, und nur die Rauchwolken, die er von Zeit zu Zeit aus dem rechten Mundwinkel ausstieß, während er im linken die Zigarre hielt, bekundeten, daß er nicht schlief.

Beide waren in rohseidene Anzüge gekleidet, trugen leichte Leinenschuhe und schwitzten trotz ihrer Bewegungslosigkeit erbärmlich. Die Berieselung des Sonnendaches nützte gar nichts; die Luft wurde feuchter, aber nicht kühler.

Rudyard Charles Holligan war schon zwei Tage vor seinem Vater und Jan Fock in Para eingetroffen. Gestern vormittag war der „Re Umberto" angelangt, und eine Stunde später waren der Leutnant und Jan Fock die allerbesten Freunde. „Liebe auf den ersten Blick", hatte der Oberst lächelnd gesagt, als sich die beiden während des Frühstücks im Grand Hotel wie zwei Brüder unterhielten. Dann waren alle drei in die verlassene Villa Argentuelas übergesiedelt und ließen es sich in diesem herrlichen Bungalow wohl sein.

Der Leutnant ähnelte seinem Vater auf beinahe lächerliche Weise. Da der Oberst jünger zu sein schien, als er in Wirklichkeit war, und da Rudyard um ebenso viel älter aussah, hätte man sie für Zwillingsbrüder halten können, wenn das Haar des Vaters nicht schneeweiß und das des Sohnes nicht goldblond gewesen wäre.

Jan Fock seufzte laut und hoffte, daß er hiermit zur Einleitung einer Unterhaltung genug getan habe, aber Rudyard regte sich nicht, er schlug nicht einmal die Augen auf.

Es war beinahe sieben Uhr abends und noch immer unerträglich heiß. Zwei Gewitter waren während des Tages über Para hinweggebraust, und zehn Minuten, nachdem der letzte Tropfen gefallen war, hatte die Hitze noch stärker eingesetzt.

Jan wollte gerade ein zweites Mal seufzen, als am Ende der Palmenallee, die den riesigen Park der Villa mitten durchschnitt, das große weiße Auto auftauchte, mit dem der Oberst vor zwei Stunden in die Stadt gefahren war.

„Ihr Vater, Holligan!" rief Jan und sprang auf.

Das Auto verlangsamte rasch seine Fahrt. Der Oberst winkte, worauf sein Sohn aus dem Liegestuhl aufschnellte, sich möglichst unauffällig reckte und sich über die Augen wischte. Der Wagen hielt.

Der Oberst war die Glut der Tropen gewöhnt, er behauptete sogar, daß sie ihm sehr gut bekäme. Er war lebhafter als während der Überfahrt und strahlte vor Glück, weil er seinen Jungen nach fast zweijähriger Trennung wieder um sich haben durfte.

Er schüttelte beiden die Hand, legte seinen Arm um Rudyard und klopfte Jan die Schulter. „Ihr seid ungeduldig geworden, nicht wahr? Der Senjor Regnena ist ein sehr umständlicher Herr, der es mit seinen Formeln und Gesetzen sehr genau nimmt. Es ist nicht leicht, eine Erbschaft zu regeln. Noch immer ist nicht alles in Ordnung, aber es wird gehen." Er wandte sich an Jan: „Wie fühlen Sie sich in Para, Jan Fock?"

„Glänzend, Oberst Holligan. Es könnte zwar um zehn Grad kühler sein. Ich hab mich noch nicht wieder so recht daran gewöhnen können, vierundzwanzig Stunden am Tage zu schwitzen, aber das wird noch kommen . . ."

„Sind Sie aufgelegt, mit mir eine halbe Stunde über wichtige Angelegenheiten zu sprechen?"

Jan sah verwundernd drein. „Selbstverständlich! Worum handelt es sich?"

„Sie müssen aber nicht nur aufgelegt sein, sondern sich auch kräftig fühlen!"

„Seit wann braucht man zum Reden Kräfte?"

„Nun, Sie werden Ihre Kräfte fürs Zuhören brauchen! Kommen Sie!"

Rudyard blieb zurück, und um seinen Mund zuckte ein Lächeln, das Jan nicht zu deuten vermochte. Es war sehr vielsagend, geheimnisvoll und vielleicht sogar listig. Jan blickte den Obersten fragend an. Der nickte ihm aufmunternd zu und schritt neben ihm ins Haus.

Sie gingen durch die langgestreckte Halle, deren Decke von weißen Säulen getragen wurde. Ein Springbrunnen ließ seine feinzerstäubten Strahlen in ein breites weißes Becken rieseln. Jacquinto, der dunkle Diener, tauchte in einer seitlich gelegenen Tür auf.

„Bringen Sie uns Orangenwasser!" rief der Oberst, der die gesetzmäßige Alkoholenthaltsamkeit seines Landes auch in der Fremde durchführte. „Aber kalt! Sehr kalt!"

Während sie die breite Treppe hinaufstiegen in das Halbgeschoß, sagte Holligan zu Jan: „Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, Jan Fock. — Sie brauchen mich nicht so entgeistert anzusehen. In fünf Minuten haben Sie alles erfahren."

Entgeistert sah Jan kaum aus, sondern höchstens ein wenig argwöhnisch. Wahrscheinlich handelte es sich bei der Besprechung um die 25 000 Dollar. Holligan war bei dem Notar Argentuelas gewesen und hatte sich dort vermutlich sagen lassen müssen, daß er kein Recht besaß, einen solchen Riesenbetrag aus dem Vermögen des Verstorbenen einfach zu verschenken.

Jan machte sich auf alles gefaßt, und als sie das Arbeitszimmer Argentuelas betraten, hatte er sich innerlich schon damit abgefunden, daß die 25 000 Dollar in Nichts versunken waren.

Der große viereckige Raum war fast dunkel, denn die Fensterläden waren dicht verschlossen und ließen nur dünne Strahlen des goldig schimmernden Tageslichtes eindringen.

Holligan blieb vor Jan stehen und sagte lächelnd: „Nun setzen Sie sich, Jan Fock! Machen Sie's sich so bequem wie möglich und nehmen Sie eine Zigarette! So! — Sie sollten diese schweren Brasils nicht rauchen. Das Zeug bekommt einem nicht, und man ist immer ein wenig betrunken, wenn man etliche tagsüber verraucht hat." Er ließ das Feuerzeug aufflammen, bediente sich und Jan tat einen tiefen Zug. „Das ist unschädlich wie Wasserdampf, nicht wahr?"

Der Eintritt des Dieners unterbrach ihn. Ein kleines Tischchen wurde neben den Stuhl gerollt, in dem sich Jan Fock ausgestreckt hatte, und während des kurzen Schweigens bedachte Jan, daß in so liebenswürdigem Ton nur eine unangenehme Unterhaltung eingeleitet zu werden pflegte. Der Oberst tat ihm leid, und als der Diener wieder gegangen war, sagte er ruhig: „Sie brauchen mit der Wahrheit nicht so lange hinter dem Berge zu halten, Oberst Holligan! Sie wollen mir mitteilen, daß es mit den 25 000 Dollar nicht ganz seine Richtigkeit hat, nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

Schwüle.

Trüb verglomm der schwüle Sommertag,
dumpf und traurig tönt mein Ruderschlag —
Sterne, Sterne — Abend ist es ja —
Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Bleich das Leben! Bleich der Felsenhang!
Schilf, was flüsterst du so frech und bang?
Fern der Himmel und die Tiefe nah —
Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Eine liebe, liebe Stimme ruft
mich beständig aus der Wassergruft —
weg, Gespenst, das oft ich winken sah!
Sterne, Sterne, seid ihr nicht mehr da?

Endlich, endlich durch das Dunkel bricht —
es war Zeit! — ein schwaches Flimmerlicht —
denn ich wußte nicht, wie mir geschah.
Sterne, Sterne, bleibt mir immer nah!

C. F. Meyer

Die Flucht.

Skizze von **Richard Nordhausen.**

Jetzt war es so weit. Er hatte sich zum Entschluß durchgerungen. Die stumpfe Verständnislosigkeit des Vaters, er ertrug sie nicht länger. Fort mit der Kette! In ihm rang es nach Licht und Sonne, er spürte die Flügelkraft, zur Bläue emporzusteigen — in diesem Hause aber verkümmerte schmählich, was ihn zu großer Tat befähigte. O, des ewigen Kampfes zwischen Jugend und Alter, des Kampfes mit ungleichen Waffen, der bei dem Unterdrückten, Abhängigen maßlosen Haß weckte! O, der täglichen Erniedrigung seines Stolzes und Selbstbewußtseins, der achselzuckenden Verhöhnung seiner Unreife, seiner Verstiegenheit, wie sie's nannten! Bis zum Zerreißen war der Bogen gespannt. So mochte er zerreißen! Fertig! Schluß!

Er kannte sein Ziel, mochte keinen Tag mehr an öden Schulkram vergeuden, um sich dann später ins Philisterjoch eines widerwärtigen Nährberufes pressen zu lassen. Lieber verrecken, als sein Künstlertum, seine Ideale opfern! Nichts band ihn mehr an den rechnenden Geizhals, der nicht einmal sich selber etwas gönnte, der das einzige Kind mit tyrannisch brutalem Machtwort an die sinnlose Langweilerei der Büffelanstalt fesseln, den göttlichen Funken austreten wollte.

Alles war vorbereitet, das Köfferchen gepackt. In zwei Stunden ging der Zug, morgen früh stand er auf dem Berliner Pflaster, der herrliche Kampf um Ruhm und Meisterschaft konnte beginnen. Freiheit, Selbständigkeit, wie die heutige Jugend sie begehrt, die hinausgewachsen ist über ihre verkalkten Quäler. Vor Spürhunden würde er sich gut zu verbergen wissen, bis er den Lorbeerkranz auf dem Haupte trug.

Nur das Geld, das nötige Geld. Pah, er machte sich keine Skrupel deshalb. Er war in seinem Recht. Ganz ohne Geld ging es eben nicht. Niemand konnte ihm verargen, daß er vom toten Überfluß nahm. Sein Gewissen sprach ihn jeder Sünde ledig; er wußte von keinem Richter über sich.

„Wir sind arme Leute, müssen Vernünftiges, Solides treiben, um vorwärts zu kommen", hatte gestern abend der Vater gegrollt. „Du solltest dich auf die Hosen setzen und gründlich dein Pensum lernen, statt wertvolle Zeit an unnützes Krakelwerk zu vergeuden. Du kostest mich gerade so genug." Rudolf war bleich geworden, tödlich ins Herz getroffen. Und hatte sich geschworen, nun nicht länger zu zögern. Was der böse alte Mann noch hinzuzufügen für gut fand, von der Notwendigkeit einer abgeschlossenen Bildung auch für den Künstler, just für den Künstler; von dem Kummer über die mittelmäßigen Schulzeugnisse des Sohnes, das war an Rudolfs Ohren wirr vorbei gerauscht.

Morgen früh in Berlin . . .

Der Vater war heute in Geschäften unterwegs, wurde erst spät zurück erwartet; niemand im Hause als die alte Brigitt, die behaglich in ihrer Küche sich das gewohnte Nickerchen gönnte. Auch von ihr schied Rudolf ohne Gram. Sie hielt es durchaus mit dem Herrn, wagte es sogar, dem Jüngling auf eigene Faust Vorhaltungen zu machen. Erledigt! Hier wie dort Altweibergeschwätz!

Unbeobachtet konnte er jetzt im Arbeitszimmer des Vaters den Schreibtisch öffnen, in dessen Oberfach der Alte zusammengekratztes Geld aufbewahrte. Immerhin eine ganze Menge Hundertmarkscheine. Rudolf hatte sie gesehen. Schließlich war's doch, so oder so, einmal sein Erbteil, was da lag. Er beraubte niemand. Und sobald er durchgedrungen war, würde er's mit Zins und Zinseszins zurückschicken. — Ohne Geld läßt sich nun einmal in Berlin nichts anfangen. Damit, daß er in den ersten Wochen durch seine Kunst nur wenig verdienen würde, mußte er ja wohl vorsichtigerweise doch rechnen.

Wie Rudolf scheu ins Zimmer geschlichen war und sich dem Schatz näherte — scheußlich kalt fühlte sich der Nachschlüssel an, der den Rolladen des Schreibtisches öffnen sollte — erstarrte er plötzlich . . . zitterte am ganzen Körper . . . stand gelähmt. Die Zähne schlugen ihm aufeinander. Er hatte die Schritte des Vaters auf der Treppe gehört! Das abgelegene Zimmer hatte nur den einen Ausgang, die andere Tür war durch den großmächtigen, altmodischen Wandschrank verstellt. In der Falle gefangen! Den Arbeitsraum des Vaters durfte in seiner Abwesenheit niemand betreten. Und Rudolfs vor Angst und Scham verzerrtes Gesicht verriet, das fühlte er allzu deutlich, auf der Stelle sein verbrecherisches Vorhaben, seine niedrigen Diebesgelüste. Ja! Und was nun folgen würde . . .

Die Schritte kamen heran . . .

Da, der Wandschrank! Vielleicht, daß er nicht verschlossen war. Rudolf kannte seine Geräumigkeit. Er bot Platz . . . O Gnade des Himmels, er war nicht verschlossen!

Den Atem anhaltend, in den Knien schlotternd, lauschte Rudolf aus der Finsternis. Der Vater stapfte über die teppichlosen Dielen, brummte vor sich hin, dann schrillte die Glocke. Nach einer Weile folgte Brigitt dem Rufe.

„Irgend etwas kommt mir hier so merkwürdig vor, so ungewohnt", hörte Rudolf den Vater sprechen. „Beinahe, als ob jemand im Zimmer gewesen wäre."

„Keine Spur, Herr Möllers." Brigitt widersprach nachdrücklich. „Kein Mensch ist ins Haus gekommen."

„Hm! Wo steckt denn übrigens Rudolf?"

Sie war glücklich, daß er nicht an ihr übliches Nachmittagsschläfchen gedacht hatte. „Rudolf? Nun, der wird in die Heide gegangen sein", behauptete sie aufs Geratewohl. „Ich glaube, er hat sich mit den beiden Bergers verabredet." Man muß immer eine Antwort bereit halten im Umgang mit den Männern. Sie glauben's dann schon.

Der Rolladen des Schreibtisches schnurrte hoch. „Da sehen Sie mal, Brigitt, heute ein gutes Geschäft gemacht! Zweihundert Mark Anzahlung, reiner Gewinn. Ist rascher gegangen als ich dachte", frohlockte der Vater. „Konto Rudolf. Jetzt sind schon über zweitausend Mark zusammen."

„Das darben Sie sich so ab — sollten übrigens das Geld lieber auf die Sparkasse bringen, wo es sicherer ist."

„Nein. Immer vor Augen will ich's haben. Und was wird der Bengel erst für Augen machen, wenn ich ihm nach einem Jahr sagen kann: So, nun ist der Mammon glücklich zusammen, und du hast dein Abitur gemacht — nun werde meinetwegen Maler, in drei Teufels Namen, geh auf die Akademie nach Berlin!"

„Wird das eine Überraschung sein!" schneuzte sich die alte Vertraute gerührt.

„Daß Sie mir ja reinen Mund halten bis dahin!" klang es warnend. „So'n Lümmel darf nicht vor der Zeit übermütig werden."

„Na, das wissen Sie doch, auf mich können Sie sich verlassen."

Der Rolladen flog rasselnd zu. „Und nun habe ich Kaffeedurst."

Wieder lag das Zimmer einsam. Gerettet!

Ein heiliges Gelöbnis bebte auf blassen Lippen.

Hein Klunkerbütel springt ins 20. Jahrhundert.

Skizze von **Friedrich Koch-Wawra.**

Hein Klunkerbütel war der kleinste Bauer von Hinnerhude. Er besaß drei Morgen Land, zwei Kühe, ein Pferd und einen Hund. Weiter nannte er keine Seele sein eigen. Er hatte ein Paar prächtige Friesenfäuste und ein Paar blanke, blaue Augen, die er alle beide auf die Trine gerichtet hatte. Der Trine gefiel der allzeit lustige, fleißige Hein recht gut; doch Trines Vater war Großbauer, ging auch wochentags rasiert und im Besitze von dreißig Stück Vieh wie ein Amtmann einher und pfiff auf einen Kerl wie den Hein Klunkerbütel, der sich und sein Vieh nur kümmerlich ernährte.

Hinnerhude hatte den größten Kirchturm, so weit man sehen konnte, und war eine solide, Milch und Butter erzeugende Gemeinde. Der große Übelstand aber, der viel saure Milch und Mienen verursachte, war die trostlose Verbindung Hinnerhudes mit der Stadt. Erst nach einem halbtägigen Fußmarsch erreichte man eine kleine Lokalbahn, die nach zwei Stunden Bimmelfahrt den Anschluß an die Staatsbahn verpaßte. Ehe die Hinnerhuder Milchkannen und Butterfässer auf dem Markt erschienen, zählten die glücklicheren Anwohner der Bahnstrecke schon ihren Erlös. —

Trübsinnig saß Hein Klunkerbütel daheim auf dem Holztrog. Der Schimmel soff. Mit rosa bibberndem Maul zog er das schwarze Wasser ein. Hein Klunkerbütel wickelte sein Vesperbrot aus. Er blickte durch das spinnwebverhangene Stallfenster. Aus dem Hühnergeacker dort drüben, jenseits der Grenzhecke, schimmerten Trines Waden. Hein dachte: Geld muß man haben! Da fiel sein Blick auf das fettige Zeitungspapier seiner Frühstücksstulle. Da hieß es anders: „Sie müssen ein Motorrad haben!" Und auf der Rückseite stand eine lustige Geschichte. Die fing so an: Früher, als die Pferde noch zu Fuß gingen . . . Verstohlen blickte er den Schimmel von der Seite an. Der tankte unbekümmert weiter.

Es war sein bester Anzug gewesen, den er angehabt, es war die beste Absicht, die er dem alten Timm zu Gehör gebracht hatte, und trotzdem war er hinausgeflogen wie nur je ein Brautwerber, und hätten nicht am selben Abend noch der Mond und Trines Wollwaden so mild und tröstreich ins Heu geleuchtet, er hätte sich in einem Faß Buttermilch ersäuft.

Jetzt aber war ihm ein Licht aufgegangen. Ein schwaches Kerzenlicht nur. Doch es genügte, ihn zu einer gewal-

tigen Tat anzuspornen. Nein, er wollte nicht warten, bis die Pferde auf Rädern liefen!

Hein Klunkerbütel setzte sich auf den Schimmel und ritt zur Stadt, entschlossen, ein neues Zeitalter in Hinnerhude und Trine Timm ins Haus Klunkerbütel einzuführen. Auf dem Roßmarkt verkaufte er für 600 Mark den Freund seiner Jugend.

„Können Sie radfahren?" fragte der Verkäufer in dem Motorradgeschäft. Der Verkäufer war das Eleganteste, womit Hein Klunkerbütel jemals Zwiesprache geführt hatte, und im Bestreben, sich keine Blöße zu geben, antwortete er: „Nein, aber reiten." — „Auch gut", meinte der Herr. — „Dann sind Ihnen ja die Griffe bekannt. Wenn Sie hier am rechten Ohr drehen, gibt's Gas, wenn Sie hier links die Kandare ziehen und mit dem Kickstarter spornen, dann fängt es an zu wiehern, gleichzeitig Kandare loslassen, den zweiten Gang kitzeln ... Alles übrige sagt Ihnen der Fahrlehrer. Sie zahlen 300 Eier an, und die Sache ist in Butter. Die Notlage der Landwirtschaft kann nur durch Benzin behoben werden. Wollen Sie sich, bitte, links zur Kasse bemühen!"

Diese Städter hatten den Teufel im Leib! So ein Kerl verkaufte einem ein ausgewachsenes Motorrad in den zehn Minuten, die der Hinnerhuder Dorfbarbier zum Schaumschlagen brauchte!

Hein Klunkerbütel nahm das Kreuz des Anfängers auf sich. Morgens studierte er die Verkehrsordnung und den Benzinmotor, nachmittags lernte er fahren, nachts schlief er in einer Dachkammer, die wie ein eingebauter Sarg aussah, mit einem Guckloch in die Ewigkeit. Er träumte von riesigen Kuhställen. In den Gepferchen standen Motorräder. Er füllte große Benzinkannen um und rahmte sie ab. Im Schöpflöffel war schieres Gold. Mittags ging er spazieren auf den Markt. Bisweilen traf er Freunde aus Hinnerhude, die nicht anders glaubten, als Hein sei verrückt geworden. Er lernte eine alte Marktfrau kennen, die seit 34 Jahren einen Stand mit Zuckerstangen inne hatte und sich demnächst aus dem Zuckerstand in den Ruhestand begeben wollte. Durch ihre Fürsprache gelang es ihm, den verwaisten Stand von der Marktbehörde zu pachten.

Überhaupt — was für Freunde er in der Stadt gewann! Mit einem Maschinenvertreter, der ihm mit 20 Kilometern ins Kreuz gefahren war, trank er Brüderschaft, und mit einem Butterhändler, der ihm den großen Zeh plattgefahren hatte, verabredete er die Gründung eines Butterversandgeschäfts in Hinnerhude. Der Maschinenvertreter sollte ihm einen elektrischen Kühlschrank auf Abzahlung liefern. Hein Klunkerbütel riß auf seinem Wege vom Kleinbauern zum motorisierten Großkaufmann noch einige Wegweiser und Fußgänger um, die aber alle wieder aufgerichtet werden konnten. Schließlich war er in Benzin zu Hause wie in Buttermilch und bekam den Führerschein I. Stolz fuhr er auf seiner eigenen Maschine nach Hinnerhude.

Die Dörfler kamen aus ihren Türen, als Hein durch die Dorfstraße knatterte. Und sie sagten: „Den het et tau packen." Denn das Tollste war, daß er ein dreirädriges Lieferrad gekauft hatte und kein Mensch sich ausmalen konnte, was er damit wohl vor habe.

Nur Hein selbst wußte es. Bald darauf kam ein Mann ins Dorf und redete einen ganzen Nachmittag mit Hein Klunkerbütel. Am Abend saßen sie mit wichtigen Mienen im Wirtshaus und tranken viel steife Schnäpse. Also muß etwas geklappt haben. Eines Morgens lieh der pferdelose Hein ein Fuhrwerk aus und schleppte einen gewaltigen Schrank an, der auf der Bahnstation für ihn angekommen war. Trine stand vor ihrer Türe und lachte vor Freude, der alte Timm aber spuckte aus und sagte: „Hei het en Vogel."

Allmählich wurde sein Schlachtplan klar. Hein Klunkerbütel kaufte die Butter im Dorfe auf. Er zahlte bar und zwei Pfennige mehr für das Pfund als andere Aufkäufer. In seinem Kühlschrank staute sich das weiche Gold. Am ersten Markttag des neuen Monats knatterte er im Morgengrauen auf seinem Lieferwagen von dannen und eröffnete als der „Butterheim" im verflossenen Zuckerstand sein neues Gewerbe.

Bald konnte er einen Knecht mieten, der die Arbeit zu Hause verrichtete; das Ackerland verpachtete er. Im Spätsommer gründete der Butterkönig von Hinnerhude mit seinem eigenen Gelde einen Hühnerzuchthof, so modern und lehrreich, daß alle Hühner im Dorf die Augen vor Neid sieben Mal um die Achse verdrehten.

Der Großbauer Ove Timm war geschlagen und mußte die Trine herausrücken. Sie stand fortan mitten im Hühnerhof und mitten im Herzen des Herrn Klunkerbütel. Als sie so viel Geld beisammen hatten, daß sie ein kleines Automobil kaufen konnten, blitzten ihre weißwollenen Waden fortan am Sonntag in Seide, und die Klunkerbütels fuhren als „feine Lüt" zu ihren Geschäftsfreunden in der Stadt.

So war der kleine Hein, nach Ove Timms deftiger Bezeichnung der „Schitbur" geheißen, mit einem Satz ins 20. Jahrhundert gesprungen.



Bunte Chronik



*** Die Amputation als Schönheitsmittel.** „Hoffahrt muß Pein leiden!" sagt ein altes deutsches Sprichwort, und damit soll ausgedrückt werden, daß mancher sich um der lieben Eitelkeit willen die größten Schmerzen und Unbequemlichkeiten auferlegt. Besonders gilt dies von der holden Weiblichkeit, die von jeher wahre Märtyrerinnentalente entwickelte, wenn es galt, einem Moden- oder Schönheitsideal nachzueifern und die Natur sich dabei als Hindernis erwies. — An das Märchen vom Aschenbrödel und dem goldenen Schuh wird man unwillkürlich erinnert, wenn man den Vortrag liest, den einer der bekanntesten und gesuchtesten Brüsseler Ärzte, der namentlich wegen seiner „Schönheitsoperationen" berühmt ist, kürzlich auf dem ersten Pariser „Verjüngungskongreß" hielt. Dieser Kongreß, der von den namhaftesten englischen, französischen, belgischen und schwedischen Ärzten besucht wurde, war schon an und für sich von besonderem Interesse für die Frauenwelt, weil er unter dem Hauptthema „Verjüngungsmöglichkeiten für die Frau" stand. Im Anschluß hieran wurden aber auch allgemeine Fragen, so auch die der weiblichen Schönheitspflege erörtert. Bei dieser Gelegenheit nun teilte der belgische Arzt Léon de Page mit, daß seine ärztliche Tätigkeit in den letzten Monaten hauptsächlich darin bestanden habe, eine Schönheitsoperation eigener Erfindung an den prominentesten Damen der Gesellschaft, an Bühnenkünstlerinnen, Filmschauspielerinnen usw. vorzunehmen, die „auf zu großem Fuße", dies wörtlich genommen, lebten. Wie die Stiefmutter im Märchen von Aschenbrödel sei er zu der Überzeugung gekommen: „Was zuviel ist, das hackt man ab!", nur mit dem Unterschiede, daß er dies wissenschaftlich betriebe. Demgemäß amputiert er seinen Klientinnen, die einen zierlichen Fuß ersehnen, ohne von der Natur damit begnadet zu sein, kurzerhand die große Zehe! Diese Operation habe sich auf das Beste bewährt, und die Patientinnen hätten nun die Freude und Genugtuung, ihr Schuhwerk um mindestens drei Nummern kleiner wählen zu können, ohne, wie sonst, die Qualen des aus Schönheitsgründen zu eng getragenen Schuhs ertragen zu müssen! — Wir sind ja hier in Europa von den chinesischen Fußverkrüppelungsmethoden ohnehin nicht mehr sehr weit entfernt; da kommt es schließlich auch nicht mehr darauf an, ob unsere Damenwelt auf zehn oder auf acht Zehen einhertrippelt. Also auf zur Schönheitsamputation!

*

*** Drei Jahre unter Pavianen und Leoparden.** Keine Kleidung am schmutzigbraunen, skelettartigen Körper, die Haare wild in das Gesicht herabhängend und zitternd vor Ermüdung und Kälte, stand kürzlich ein Neger vor der Polizeiwache von Salisbury (Südafrika) und bat flehentlich um seine Verhaftung. Stockend zuerst, dann immer hastiger die oft unverständlichen Worte hervorsprudelnd, erzählte er den Schutzleuten: „Sie hatten mich zu vier Jahren Strafarbeit verurteilt; ich glaubte das Sträflingsleben nicht aushalten zu können und flüchtete; meine Gefangenenkleidung ließ ich zurück. Ich fand eine Höhle in den Bergen, lebte dort wie ein Tier. Mit den Händen grub ich einen zweiten Ausgang, denn ich sah die Polizei mit Hunden nach mir suchen. Sie fand mich nicht. Eine Woche lang aß ich nichts, dann stahl ich von den Feldern Erdnüsse und Süßkartoffeln. Einst kamen Paviane in meine Höhle, sie befühlten mich, ich zitterte vor Todesangst, sie gaben mir Nüsse, und ich verschlang sie. Wochenlang hausten die Affen bei mir, dann zogen sie weiter. Zwei Jahre lebte ich in der Höhle. Die Farmer trieben ihr Land immer weiter zu mir vor, ich suchte mir ein anderes Versteck, lebte von Beeren und Baumrinden, starb im Winter fast vor Kälte. Ein Leopard schlug eine Gazelle vor meine Höhle; ich verjagte ihn, fiel über das Wild her und konnte es nicht verschlingen. Ich wollte in der Wüste bei Buschmännern ein Unterkommen suchen. Unterwegs verfolgte mich ein Löwe; ich entkam auf einen Baum; drei Tage lauerte das Tier auf mich; ich glaubte jeden Augenblick erschöpft zu Boden fallen zu müssen. Endlich verschwand der Löwe. Ich hatte nicht mehr die Kraft, dies Leben weiter zu ertragen, und schleppte mich hierher." Vier Monate Gefängnis als Zusatz zur unverbüßten Strafe waren der Lohn für die dreijährige Qual des Negers.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.